

SONIA LAREDO
DAS GLÜCK DER WORTE

SONIA LAREDO

DAS GLÜCK
DER WÖRTE

ROMAN

Aus dem
Spanischen von
Anja Rüdiger

Deutsche Verlags-Anstalt

In freudvollem Gedenken an meine Freunde,
die Gebrüder Jacob und Wilhelm Grimm.
Nicht zu vergessen Hans Christian Andersen.

Words, words, words ...

WILLIAM SHAKESPEARE

Dein Leben sei wie ein offenes Buch.

AUGUSTE COMTE

Der Mensch ist wie ein Buch: Die Gestaltung des Umschlags ist die Geburt; die Widmung ist die Taufe; die Anmerkungen für den Leser sind das Schreien und Klagen; der Inhalt ist die Kindheit; das Thema ist das Leben und Handeln; die Druckfehler sind die Irrtümer und Verbrechen; die Korrekturen sind die Reue.

CHARLES FITZGEOFFREY

ICH erinnere mich noch gut an den Tag, an dem ich als sehr kleines Mädchen lesen lernte. Es war ein magisches Ereignis. Niemals werde ich die Aufregung vergessen, die ich empfand, als die Buchstaben auf einmal vor meinen Augen einen Sinn ergaben. Nur einen Moment zuvor waren sie mir noch wie kleine Tiere erschienen, die sich in der Erde versteckten, damit niemand sie sehen konnte, und kurz darauf erwachten sie zum Leben und waren in der Lage, der Welt einen Sinn zu geben, sie zu strukturieren.

Als Erwachsene habe ich mir die Freude, die ich damals empfand, oft ins Gedächtnis gerufen, wobei es mir absolut nachvollziehbar erschien, dass die ersten literarischen Texte religiösen oder wissenschaftlichen Inhalts waren. Denn zu schreiben ist eine Liturgie, ein Glaube und eine ganz besondere Wissenschaft. Das Lesen ist jedoch noch viel mehr. Und so wurde ich zu einer Leserin, die sich immer wieder aufs Neue von dem, was auf dem Papier steht, beeindrucken lässt, zu einer treuen Anhängerin jener ehrwürdigen Zeichen, zu einer Spezialistin dessen, was anderen aus der Feder floss.

Und sobald ich in der Lage war, flüssig zu lesen, erlag ich der Macht guter Geschichten.

Hoffnungslos.

Im Laufe meines Lebens haben mir die Bücher schon das ein oder andere Mal das Leben gerettet. Die Schriftsteller, tot oder lebendig, wurden zu meinen engsten Freunden und

haben mich niemals im Stich gelassen, haben mir leise ihre Geschichten eingeflüstert, haben mit mir gesprochen, wenn sonst niemand da war, von ihren Herzen zu meinem Herzen, das so oft gebrochen war. Durch sie bin ich von dieser tödlichen Krankheit namens Einsamkeit verschont geblieben, die so viele Menschen erfasst, die sich außerstande sehen, Tag um Tag ihr Leben mit sich selbst zu verbringen, die keine in ihren Büchern ewig lebenden Freunde haben, wie es bei mir der Fall war und immer noch ist.

Mein ganzes Leben über haben mich die Bücher vor dem Absturz bewahrt, vor der Depression, der Isolation und sogar vor dem Wahnsinn. Daher konnte ich mir gut vorstellen, dass sie mich auch vor dem Bankrott und der Armut retten würden, sollte es einmal dazu kommen. Und das tat es.

DIE ARBEIT

Es geschah an einem ungewöhnlich strahlenden Frühjahrs-
morgen in Madrid, nachdem es der Stadt gelungen war, sich,
dank einiger überraschender erfrischender und belebender
nächtlicher Regenfälle, von der grauen Smogschicht zu
befreien.

Ich war Lektorin von Beruf, und die Lage war nicht gut –
die Verkaufszahlen waren dramatisch gesunken, in einigen
Fällen bis zu fünfzig Prozent, denn die Rezession wütete gnaden-
los. Alle hatten darunter zu leiden, vom Bäcker über den
Betonbauer bis zum Friseur der Königin.

Es war kein angenehmer Tag.

Seit vier Jahren arbeitete ich unter einem enormen Druck.
Manche Leute denken, ein Lektor, der Bücher verkaufen will,
übe Verrat am reinen Wesen der Kunst – es gibt tatsächlich
Menschen, die noch immer an diesem Vorurteil festhalten.
Ich kenne Leute, die, um ihre absurde These zu untermauern,
Bücher grundsätzlich nicht kaufen, sondern stehlen.

Einer dieser Buchkleptomanen, der als junger Mann vor
Jahrzehnten in Paris lebte, hat mir mal gestanden, dass es
ihm und einigen Kommilitonen gelungen ist, einen wunder-
baren Pariser Buchhändler zu ruinieren, der sie alle bei sich
aufgenommen und sie mit seiner Freundschaft, Kaffee und
anregender Konversation versorgt hatte. Sie plünderten diese
Buchhandlung systematisch aus, wobei sie ihre Taten vor sich
selbst damit entschuldigten, dass es obszön sei, Bücher zu

verkaufen, und dass der arme Buchhändler nicht nur sehr reich sein müsse, sondern es wahrlich verdient habe, bestohlen zu werden.

Als wären Bücher keine Güter. Natürlich sind sie besonders erlesene und wertvolle Güter, aber auch eine Ware, die, wenn sie nicht genügend Käufer findet, in den Regalen verrottet, leise dahinscheidet und verhindert, dass neue Bücher verlegt werden, die die Bildung, das Wissen und überhaupt den Reichtum eines Landes und der ganzen Welt steigern.

Ich erhielt also Druck von oben, Erfolge vorzuweisen, damit das Buchverlegen sich lohnte. Aber die Geschäfte gingen alles andere als gut, und an Tagen wie jenem hatte man den Eindruck, dass die gesamte Verlagsstruktur unter der herrschenden Spannung zu zerbrechen drohte.

Manchmal, wenn es mir zu viel wurde, schloss ich die Tür meines Büros und erlaubte mir ein paar Minuten – nur ganz wenige Minuten – der Ruhe. Dann schloss ich auch die Augen und versuchte, meinen Kopf freizubekommen, ihn von allen Emotionen zu lösen, ihn zu leeren wie ein mit Gerümpel vollgestopftes Zimmer.

Aber es war nutzlos.

Wie ich da am Schreibtisch saß, den Kopf in die Hände gestützt, muss ich ausgesehen haben wie eine Figur auf den Kachelbildern in der Altstadt von Madrid: mit einer Gesichtshaut aus gelben und indigoblauen Kacheln, die Augen zwei Rechtecke aus glasiertem Ton, in die jemand vor vielen Jahren mit Mangan die Umrisse eingezeichnet hatte. Das Bild einer traurigen, gestressten Frau, durch eine schwarze Linie von allen anderen getrennt, in der für die Bilder typischen Cuerda-Seca-Technik.

Plötzlich klingelte das Telefon. Ich schreckte auf und strich mir das Haar aus der Stirn, versuchte eilig, mich ein wenig zurechtzumachen, als könnte der Anrufer mich sehen. Ich war mir sicher, dass es sich um schlechte Nachrichten handelte. Seit einer Weile hatte ich nur noch schlechte Nachrichten erhalten. Das war wohl ein Zeichen der Zeit.

In diesem Fall waren die schlechten Nachrichten am Ende gute Nachrichten, aber es musste erst einiges passieren, bis sie zu Letzteren wurden.

Es war mein Chef. Er wollte mich zum Essen einladen, am selben Tag noch. Mir war nicht klar, was diese Eile sollte. Auch wenn das Ende der Welt drohte, musste man doch nichts überstürzen. »Ich bin heute leider mit einer wichtigen Autorin zum Mittagessen verabredet. Ein Termin, der schon seit Wochen feststeht.«

»Sagen Sie ab. Ich erwarte Sie um zwei im Restaurant Casa Botín in der Calle Cuchilleros«, entgegnete er.

Der Ton seiner Stimme war von einer falschen Entspannung, mit einer Nuance, die zugleich Mäßigung und Besessenheit suggerierte. Mir stellten sich die Nackenhaare auf, doch wie immer gelang es mir irgendwie, aus einer fast versiegten Quelle in meinem Inneren für ihn ein paar entzückende Schleimereien zu schöpfen. »In Ordnung. Kein Problem. Dann bis später«, lenkte ich ein. In die Casa Botín?, dachte ich misstrauisch. Völlig übertrieben. Wollte der Trottel etwa um meine Hand anhalten??

Ich sagte also das Treffen mit der Autorin ab. Es kostete mich fast eine Stunde, mich dafür zu entschuldigen, und ich versprach, es irgendwie wiedergutzumachen. Sie war eine von den Autorinnen, die sich ständig beschwerten, aber auch eine der wenigen, deren beachtliche Buchverkäufe den Bilan-

zen des Verlages äußerst guttaten: Lob und Preis sei ihren mittelalterlichen Liebesschnulzen. Wäre sie Cervantes begegnet, hätte sie ihn zu Tode erschreckt. Aber vielleicht hätte sie ihn auch fasziniert? Möglicherweise beides.

Ich kam zehn Minuten zu früh ins Restaurant, aber Pedro, mein Chef, war bereits dort. Wir bestellten einen Aperitif, und er gab irgendwelche Belanglosigkeiten von sich, was mich überraschte, da er mir sonst immer Vorhaltungen machte. Das beunruhigte mich.

Wir aßen Schweinefilet und Seehecht.

Als man uns den Kaffee servierte, hatte ich mir bereits anderthalb Stunden lang irgendeinen Blödsinn angehört, mit dem er meine Seele quälte, und dabei sein Profil bewundert. Wie, bitte, war es möglich, einem Menschen beim Essen gegenüberzusitzen, der einem ununterbrochen das Profil zuwandte? Jedes Mal, wenn ich mit ihm an einem Tisch saß, stellte ich mir diese Frage, und jedes Mal war das Einzige, was mir dazu einfiel, dass es mir entsetzlich unangenehm war.

Und dann ließ er die Bombe platzen.

»Sie sind entlassen, es tut mir leid. Es ist nichts Persönliches, Brianda, bitte glauben Sie mir das. Wir befinden uns in einer schwierigen Lage, wie Sie wissen. Sie werden eine beträchtliche Abfindung erhalten. Schließlich haben Sie fünfzehn Jahre für uns gearbeitet. Daher steht Ihnen eine recht hohe Summe zu. Und Sie sind noch jung genug, um ... Außerdem, auch wenn die Branche in der Krise steckt, bin ich sicher, dass jemand mit Ihrer Erfahrung...«

An das, was danach kam, erinnere ich mich kaum.

Ich weiß nicht, ob ich etwas gesagt habe oder ob ich einfach aufgestanden und gegangen bin, völlig verstört. Wahrscheinlich wirkte ich wie eine verlassene Geliebte, der man

sich auf offener Straße einfach so entledigt hatte, als wäre sie Abfall. Und das in einer Zeit, in der selbst der Beruf der Geliebten in der Krise steckte.

Wenn ich das Ganze heute im Rückblick betrachte, stelle ich mir gern vor, dass ich – die fügsame Brianda, die ich damals war – das Restaurant in der Haltung einer Heldin wie aus den Liedern der Zeit des Cid verließ. Wahrscheinlicher ist es allerdings, dass ich eher der eulenartigen traurigen Doña Tadea Valle-Incláns glich – auf direktem Weg in die Schlange vor dem Arbeitsamt.

Mir hatten der Stress und die Ängste im Berufsleben schon länger zu schaffen gemacht. Ich sah schlecht aus.

Manchmal, wenn ich durch die Straßen im Zentrum von Madrid ging – wo sich das Verlagsgebäude und meine Wohnung befanden –, hätte ich mir, von meinem eigenen Anblick erschreckt, am liebsten das Gesicht verhüllt. Daher war der Umstand, dass ich mit vom Weinen verquollenem Gesicht durch die Altstadt lief, nicht gerade das Beste, was mir an jenem Tag passieren konnte.

Als ich wieder zur Besinnung kam, wurde mir klar, dass ich vor dem Scheitern davonlief – »Es ist nichts Persönliches ...«, hatte Pedro gesagt –, vor der Angst, die seit meinem achtzehnten Lebensjahr mein Leben bestimmt hatte, seit ich, von einem Moment auf den anderen, erwachsen geworden war. Und der Gedanke, dass ich völlig hilflos allein meinen zerstörerischen Kräften überlassen war, machte mich schwindelig; mir wurde klar, dass ich vor einer Brianda floh, die ich möglicherweise an dem Tisch in dem Restaurant zurückgelassen hatte und die schweigend dem Geschwätz und den dummen Entschuldigungen ihres Chefs zuhörte.

All das wurde mir bewusst, während ich mich dem Haus näherte, in dem ich wohnte.

Es hatte mich fast zwanzig Jahre gekostet, meine etwas mehr als fünfzig Quadratmeter große Wohnung abzuzahlen, die im Viertel Las Musas lag, in dem sich angeblich das literarische, politische und elitäre Leben in Madrid abspielte. In früheren Zeiten natürlich. Dort hatten Lope de Vega, Cervantes und Góngora gelebt. In den alten Straßen des Goldenen Zeitalters, die sich nun gegen das stürmische einundzwanzigste Jahrhundert wappnen mussten. Die alten Bars und Bierlokale waren inzwischen voll von Mobiltelefonen und erloschenen Gesichtern, denen offensichtlich die Mittel fehlten, das Leuchten in ihren Augen zu entzünden. Veranstaltungssäle und angesagte Restaurants mit weniger angesagten Preisen, Bürgersteige, auf denen sich die Gäste der neuen Bars drängten, um in der Nähe des Teatro Español oder der Comedia ein Gläschen zu trinken in dem Wissen, dass der Tag kommen würde, an dem sie keine Münzen mehr haben würden, um im Vorübergehen ihre trockenen Kehlen zu befeuchten.

Schließlich ging ich um die letzte Ecke und atmete tief durch. Ich war in meiner Straße angekommen, der Calle Marqués de Cubas, der früheren Calle del Turco. Mühsam öffnete ich die Haustür und stieg in den dritten Stock zur Wohnung hinauf. Betrat den großen Raum, den ich mir vor Jahren als eine Art literarischen Salon vorgestellt hatte, in den ich Freunde einladen und in dem ich Autoren empfangen wollte, in dem ich auf einem der beiden großen Ledersofas lesen und träumen wollte, in der Behaglichkeit von dezenten Wandfarben und tabakfarbenen Kolonialmöbeln. Es war still. Die Jalousien vor den Balkonen waren herunter-

gelassen, und die ganze Wohnung war von einem leichten Geruch nach Leder und Büchern durchdrungen wie eine exquisite, extra für mich hergerichtete Umgebung. Meine kleine Galaxia Gutenberg war ausgestattet mit Regalen aus massivem, geschliffenem und lackiertem Buchenholz und angefüllt mit Büchern, von denen ich viele persönlich lektoriert hatte. Die meisten waren bei dem Verlag erschienen, in dem ich beinahe mein ganzes berufliches Leben über gearbeitet hatte, in dem Unternehmen, von dem ich fälschlicherweise angenommen hatte, dass ich dort bis zur Rente meinen Platz haben würde.

Ich liebe den Geruch von Büchern. Nach natürlichen Materialien, nach Zellulose, nach Diazoniumharz und Fotopolymeren, all den Stoffen, aus denen ein Buch besteht und die zusammen diesen besonderen Duft und diese einzigartige Struktur ergeben. Bücher waren für mich wunderbare Naturelemente wie Wasser, Bäume oder Kinder.

Was soll ich von nun an tun?, dachte ich. Was würde aus mir und meinen Büchern werden? Natürlich konnte ich nach einer anderen Arbeitsstelle suchen... aber in der Branche hatte sich in den letzten Jahren nichts und niemand bewegt. Was hatte mein Chef gesagt? »Sie sind noch jung genug, um...« Ich erinnerte mich nicht, ob er den Satz vollendet hatte. Ich spürte einen Knoten im Magen oder vielleicht auch im Herzen.

Die Zukunft hatte mir schon immer Angst gemacht. Ich zählte nicht zu den Menschen, die leicht vertrauten, auf das Glück, auf andere, auf die Güte einer perfekten Zukunft. Meiner Meinung nach ließ sich die Zukunft nur in der Vergangenheit konjugieren.

Ich warf meine Aktentasche auf den Boden, setzte die Sonnenbrille ab, zog mir die Schuhe aus und ließ mich völlig erschöpft aufs Sofa fallen.

Ein Buch, dachte ich nervös, ich brauche ein Buch, das mir sagt, was ich machen soll...

Der Trick hat bei mir immer funktioniert, mein ganzes Leben lang: Wenn ich ein Problem hatte und keine Lösung fand, stellte ich mich vor mein Bücherregal, schloss die Augen, drehte mich ein paar Mal um mich selbst, hielt wie eine Magnetnadel, direkt aufs Regal ausgerichtet, inne, öffnete die Augen und heftete den Blick auf irgendein zufällig gewähltes Buch, genauso wie jemand, der sich ein Reiseziel aussucht, indem er mit dem Finger irgendwo auf eine Weltkarte tippt: Das war mein russisches Roulette der Weisheit und des Wissens. Die Bücher waren meine geheimen Ratgeber. Ich hatte keine Mutter, an die ich mich hätte wenden können, auch keinen Vater. Ich hatte kaum noch lebende Verwandtschaft (eine entfernte Cousine in Deutschland, das war's auch schon). Dank meines Berufs kannte ich viele interessante Menschen, faszinierende Schriftsteller und andere extrem gebildete und beeindruckende Leute. Doch was ein Buch für mich persönlich bedeutete, nur für mich allein, konnte mir sein Verfasser in den seltensten Fällen direkt vermitteln. Das, was ich auf diesen beharrlichen, widerstandsfähigen, manchmal melancholischen, gelegentlich gnadenlosen, sogar brutalen, immer erleuchtenden Seiten fand, diese immense Kraft, die in den Büchern steckte, konnte ich nirgendwo anders entdecken.

Die Bücher, alle Bücher dieser Welt, bildeten mein persönliches I Ging, mein großes Buch der Wandlungen, meine Glückslektüre; sie bewiesen mir jeden Tag aufs Neue, dass

es nicht stimmt, dass das Schicksal festgeschrieben ist, und selbst wenn es so wäre, war es immer möglich zu korrigieren, neu zu schreiben, zu verbessern. Das galt nicht nur für Texte, sondern auch für das Leben. Die Bücher waren meine Orakel, und sie wiesen mir den Weg in die Freiheit. Sie waren meine Spuren auf dem Raureif, auf dem brüchigen Eis der Existenz, das gerade dabei war, sich zu festigen. Sie waren mein gewinnbringendes Glück, die Schreie der Drachen, die im Wald aufeinandertrafen, die Möglichkeit der Katastrophe oder der Erlösung, die stille, ruhige Kraft, die aus der Weisheit entsteht und in meinen Händen landete, in die alles hineinpasste: das Universum, die alte jugendliche Dummheit und die neue Dummheit in der Zeit des Erwachsenseins, die Geduld, der Erfolg und das Scheitern, der heftige Aufruhr des Herzens und die Heiterkeit der Seele ...

Ich hatte schon immer gewusst, dass ich die Welt in meinen Händen hielt, solange meine Hände in der Lage waren, ein Buch zu öffnen – denn dort wartete sie auf mich: unverehrt, makellos, vollkommen und gleichzeitig beschädigt, unrein und gewöhnlich.

Und weil ich mich dort, in meinem Heim, so einsam, gescheitert und verzweifelt fühlte, begann ich mit meinem Spiel mit den Büchern, um Trost zu finden. Ich bereitete mich darauf vor, dem Weg zu folgen, den die Bücher mir weisen würden, ohne zu wissen, dass sie mich in ein magisches Königreich führen würden, in dem ein geheimnisvoller Mann, ein uraltes Geheimnis und ein unermesslicher Schatz auf mich warteten.

DAS WISSEN

Will ich aus meinem Leben ein Kunstwerk machen, muss ich nach Wissen streben, denn laut Pascal sind wir zum Denken bestimmt, darin liegt unsere Würde. Daher sollte man sich bemühen zu denken, umsichtig zu denken. Die Gedanken sollten niemals erschöpft sein; der Raum und die Zeit sind endlich, aber das Denken ist ein Geschenk des Absoluten für das unbedeutende menschliche Wesen.

Zu der Zeit, als Juan Manuel de Rosas als Diktator über Argentinien herrschte, war Domingo Faustino Sarmiento, ein fortschrittlicher Denker und einer der weitsichtigsten Männer der argentinischen Republik, vor den Missständen in seinem Heimatland nach Chile geflohen. Als Sarmientos Mutter nicht mehr ertragen konnte, wie sehr ihr Sohn sich in der Ferne nach der Heimat sehnte, soll sie die Regierung angefleht haben, ihm die Rückkehr zu gestatten.

So kam Sarmiento zurück nach Argentinien, doch dort hatte sich die Lage noch verschlimmert. Also nahm er erneut den Kampf auf, um das Leben der Menschen zu verbessern, was dazu führte, dass er ein weiteres Mal das Land verlassen musste, diesmal weil er von der Regierung ausgewiesen wurde.

Es heißt, dass er kurz bevor er die Grenze nach Chile überquerte, an einem Landgut vorbeikam, an dessen Tor das argentinische Wappen angebracht war. Er machte halt und schrieb mit einem Stück Kreide ein paar Worte auf Franzö-

sich darunter, in der Sprache, in der er erzogen worden war: *On ne tue pas les idées* – Die Gedanken lassen sich nicht töten. Es war das Jahr 1840, und zwei Maultiertreiber, die dem seltsamen Graffitikünstler zusahen, machten sich über ihn lustig, obwohl sie natürlich keine Ahnung hatten, was Sarmiento dort hingeschrieben hatte. »Beim nächsten Wolkenbruch wird nichts mehr davon übrig bleiben«, versicherten sie ihm lachend. Ohne sich nach ihnen umzuwenden, ging Sarmiento mit der für ihn bezeichnenden Würde davon und sagte: »Das, was ich dort hingeschrieben habe, bleibt für die Ewigkeit.«

Und das stimmt.

Denn wer sollte in der Lage sein, einen Gedanken zu töten, die Ewigkeit zu beenden? Allein die Vorstellung kommt dem Manifest des italienischen Futuristen Marinetti gleich: »Tod dem Mondschein!«

Um aus meinem Leben ein Kunstwerk zu machen, muss ich denken und lernen. Lernen, was Freundschaft bedeutet, Verantwortung, Mitgefühl. Die Geschichte der Erde und der Städte der Antike. Sprachen, die ich noch nicht kenne, das Geheimnis des Lichts und der einfachen Leute. Die Weisheit, die in den alten Legenden steckt und in den Seiten der Bücher, die mich wie treue Reisegefährten begleiten.

Und die Reise, die mir bestimmt ist, wird eine lange Reise sein.

Nachdem ich eine Weile mit geschlossenen Augen an meinen Regalen entlanggegangen war, blieb ich stehen und betrachtete die dichten Buchreihen vor mir, bis mein Blick auf einen einzelnen Band fiel.

Zu meiner Überraschung handelte es sich dabei um die Bibel.

»Eine Predigt hat mir gerade noch gefehlt ...«, dachte ich entnervt.

Um an das Buch heranzukommen, musste ich auf eine Leiter steigen, die Zimmer waren hoch, und meine Bibliothek reichte bis zur Stuckverzierung unterhalb der Decke hinauf. Die Bibel stand zwischen anderen Büchern, in denen ich ebenso selten las.

Es war ein Faksimile einer mehrsprachigen Bibel, deren Originalausgabe einst Francisco Kardinal Jiménez de Cisneros in Auftrag gegeben hatte.

»Keine schlechte Wahl«, befand ich. »Immerhin ist es ein sorgsam erstellter Sammelband, der von mehr als vierzig verschiedenen Autoren verfasst wurde. Man kann also wirklich nicht sagen, dass dies ein improvisiertes Werk ist oder gar eines dieser neumodischen *instant-books*, denn seine Fertigstellung hat insgesamt sechshundert Jahre gedauert. Es ist mehrsprachig, auf Hebräisch, Aramäisch und Griechisch geschrieben. Was das angeht, also sehr modern. Und zweifellos handelt es sich um einen Bestseller.« So redete ich mit mir selbst, als ginge es darum, ein Buch meines – inzwischen ehemaligen – Verlagshauses auf der Frankfurter Buchmesse an einen ausländischen Lektor zu verkaufen. »Ich wünschte, ich wäre damals für die Erstveröffentlichung verantwortlich gewesen. Denn dann wäre ich bestimmt nicht als entbehrlich entlassen worden ... Als überflüssig, als nutzlos ...!«

Ich führte Selbstgespräche.

Vor Kurzem hatte ich einen Artikel gelesen – in einer jener Onlinezeitungen, deren Schlagzeilen voller Fehler sind, barmherzigerweise »Errata« genannt –, in dem dem Leser versichert wurde, dass die Angewohnheit, Selbstgespräche

zu führen, gut für das mentale Gleichgewicht sei. Ich war immer vom Gegenteil ausgegangen, nämlich dass Leute, die mit sich selbst redeten, übergeschnappt seien. Aber die Zeiten änderten sich. Mythen brachen in sich zusammen oder wurden umgestoßen, von der Realität eingeholt. Was gestern noch heilig war, war heute profan und wurde verdammt. Wir lebten in einer Zeit des Kulturvandalismus. Doch in diesem Moment war mir all das vollkommen egal.

Ich betrachtete meine Bibel aufmerksam. Es war zweifellos eine wunderschöne Ausgabe. Ich wog sie in der Hand. Ich schloss die Augen wie als kleines Mädchen und wünschte mir etwas.

Dann schlug ich das Buch aufs Geratewohl auf. Die dünnen Seiten waren leicht wie Schmetterlingsflügel. Und... Bingo! Das Buch Kohelet: *Alles hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit: eine Zeit zum Gebären und eine Zeit zum Sterben, eine Zeit zum Pflanzen und eine Zeit zum Abernten der Pflanzen.*

Vorsichtig schloss ich das Buch wieder. Es war etwas ganz Besonderes. In Leder gebunden, mit Dünndruckpapier. Ich blies über die Kanten, um den Staub zu entfernen, und strich zärtlich über den Rücken. Für mich war dieses Buch ein lebendiges Wesen wie alle Bücher. Es sehnte sich nach meiner Zärtlichkeit wie eine Katze oder ein Ehemann.

Ich hatte bekommen, was ich brauchte, und wollte es an seinen Platz zurückstellen. Also stieg ich wieder auf die Leiter, und als ich die Bibel in die Lücke zwischen den Büchern schob, rutschte dabei der danebenstehende Band heraus und fiel zu Boden.

Ich stieg die Leiter hinunter, bückte mich und hob ihn neugierig auf.

Es handelte sich um einen *Reiseführer durch das Magische Spanien und seine geheimnisvollen Wege*. Für die Gestaltung des Umschlags waren Fotos der Kathedrale von Santiago de Compostela, von Steinen und Bäumen, die der baskische Maler Agustín Ibarrola im Wald von Allariz verschönert hatte, vom Inneren des Klosters von San Zoilo in Carrión de los Condes in der Provinz Palencia und vom Fluss Eo in Castropol in Asturien verwendet worden, mit einem, meiner Meinung nach, nicht besonders gelungenen Ergebnis. Das Ganze wirkte viel zu erdrückend für das kleine Cover. Dennoch erschien mir der Reiseführer auf eigenartige Weise unschuldig und vorurteilsfrei.

Im dämmrigen Licht des Frühlingsabends setzte ich mich mit dem Buch in der Hand aufs Sofa. Fast eine Stunde lang las ich darin. Die Tränen verschwanden von meinem Gesicht und hinterließen auf der Haut eine salzige Spannung, wie ein sich vom Strand zurückziehendes Meer.

Irgendwann schloss ich die Augen und schlummerte mit dem Buch in der Hand ein, auf diese wunderbare Art und Weise, wie einen der Schlaf beim Lesen übermannt, sodass man die Worte aus dem traumhaften Werk, das ein Buch ist, mit in die eigenen Träume nimmt.

Als ich wieder erwachte, war es Nacht geworden.

Ich hatte mein Handy auf stumm geschaltet. Mit einem Rest von Schläfrigkeit in meinem Kopf, die sich langsam auflöste wie der Wasserdampf aus einer Badewanne, sah ich auf das Display. Ich hatte fünf Anrufe und drei Mitteilungen erhalten, alle von beruflichen Kontakten. Aber ich übte meine Arbeit nicht mehr aus. Ich war entlassen worden. Ich beschloss, auf keinen der Anrufe zu reagie-

ren. Auch nicht auf den meines Chefs. Meines ehemaligen Chefs.

Ich öffnete eine Flasche amerikanisches Bier und bestellte telefonisch etwas zu essen. Mein Magen war völlig leer, als wäre die Mahlzeit am Mittag, während der ich von meinem Schicksal erfuhr, gar nicht in meinem Körper angekommen.

Ich surfte im Internet, bis ich über eine Suchmaschine einen Flug nach Santiago de Compostela für den kommenden Nachmittag fand.

Inzwischen hatte ich mich beruhigt, oder zumindest war ich nicht mehr so wütend.

Als hätte ich gerade Senecas *Von der Ruhe des Geistes* gelesen.

Ich beschloss, allein für mich zu feiern, dass ich zwar meine Arbeitsstelle verloren, dafür aber ein Stück Freiheit gewonnen hatte, Zeit zu reisen, Neues zu entdecken... Das Schicksal war nicht festgeschrieben. Es war an mir, es zu formulieren, jeden Tag. Buchstabe für Buchstabe, Silbe für Silbe, Wort für Wort. Als schriebe ich ein Buch.

Das Buch meines Lebens: mein gelungenstes Kunstwerk.

Am nächsten Tag stand ich früh auf, früher als sonst. Ich schrieb eine lange Mail an meinen Vermögensverwalter. Wir waren sehr vertraut, manchmal dachte ich, dass er und seine Frau so etwas wie meine Familie waren, die einzige Familie, die mir geblieben war. Seit Jahren schon war er notariell bevollmächtigt, meinen Besitz zu verwalten und Geschäfte für mich zu tätigen. Er war ein Mann mittleren Alters, der ein Zwilling Bruder des derzeitigen Wirtschaftsministers hätte sein können, wobei ich nicht sagen könnte, ob diese Tatsache für oder gegen ihn sprach. Auf jeden Fall schätzte er mich, er

war loyal und hatte mich immer gut beraten. Er hatte sogar einen Zweitschlüssel für meine Wohnung. Ich erklärte ihm die Situation, bat ihn, sich in meinem Namen um die Abfindung zu kümmern, die ich erhalten würde, meinen Telefon- und Gasanschluss zu kündigen, alles in Bezug auf das Arbeitslosengeld zu regeln und mich bei der Sozialversicherung als Selbstständige zu melden – »Literaturagentin und Übersetzerin« fiel mir spontan ein; das waren Tätigkeiten, für die ich qualifiziert war und für die ich kein Unternehmen brauchte, das mich einstellte, ich wäre meine eigene Chefin und hätte zur Abwechslung mal eine Vorgesetzte, die mich verstand – und es würde mir die Schlange vor dem Arbeitsamt ersparen. Denn die Vorstellung, offiziell arbeitslos zu sein, war für mich unerträglich.

Ich würde verreisen, ließ ich ihn wissen.

Das Datum meiner Rückkehr stehe noch nicht fest. Ich würde mich regelmäßig bei ihm melden.

Das Glücksspiel mit meinen Büchern hatte mir gezeigt, dass es für alles den richtigen Moment gab, dass ein Zeitabschnitt zu Ende gegangen war und ein anderer begann und dass die Richtung, die ich nun einschlagen sollte, nach Norden führte. Das teilte ich meinem Vermögensverwalter so allerdings nicht mit, denn auch wenn er mich seit der Kindheit kannte, hätte der gute Mann mich für völlig verrückt gehalten.

Ich schickte die Mail ab und seufzte zufrieden, als ich das Klickgeräusch hörte, das verkündete, dass die Nachricht unterwegs war.

Dann schaltete ich die Sicherungen für das Licht und die elektronischen Geräte aus. Als ich den Kühlschrank ausräumen wollte, zögerte ich einen Moment. Bisher war ich eine viel beschäftigte berufstätige Frau gewesen, die keine

Zeit gehabt hatte zu kochen, sodass in meinem armen Kühlschrank gähnende Leere herrschte. Drei Dosen holländisches Bier und ein Corona. Und ein Stück Ziegenkäse (mindestens aus dem zwanzigsten Jahrhundert stammend, optimistisch geschätzt).

Ich nahm meinen Koffer vom Schrank, der immer für ungeplante Reisen gerüstet war. Mit Kleidung – sorgfältig ausgewählt und für alle Gelegenheiten und Breitengrade geeignet – sowie Waschzeug und Kosmetikartikeln für einen Monat. In einen Handkoffer packte ich ein paar Bücher und meinen Pass, für den Fall, dass ich das Land verlassen würde.

Ich verspürte eine Art Flattern im Magen, wie immer, wenn ich etwas Neues wagte und sich plötzlich Unsicherheit und negative Vorahnungen einstellten. Doch dann wurde mir klar, dass es Schlimmeres gab.

Ich bestellte ein Taxi und blätterte in dem dämmrigen Licht, das durch die heruntergelassenen Jalousien fiel, noch ein wenig in dem Reiseführer, während ich wartete. Es war ein verwaistes, irgendwie abgenutztes Licht, das mir meine Wohnung wie eine Landschaft am anderen Ende eines Tunnels erscheinen ließ.

Zum letzten Mal bevor ich ging, überkam mich ein Gefühl, als hätte mich ein geliebter Mensch verlassen.

Kurz darauf meldete das Klingeln an der Tür, dass das Taxi unten auf mich wartete. Schnell setzte ich meine Sonnenbrille auf und strich meine Hose glatt.

»Ich bin gleich da«, sagte ich in die Sprechanlage.

Ich verließ den Flughafen am Steuer eines winzigen, mit einem Navigationssystem ausgerüsteten Mietwagens. Trotz des feinen Regens, der die Felder bewässerte und das Auto-

fahren erschwerte, fühlte ich mich leicht, als könnte mir nichts und niemand etwas anhaben. Ich hatte mein Handy ausgestellt und es auf dem Tisch in meiner Wohnung in Madrid zurückgelassen. Eine Woge der Hoffnung erfüllte mein Herz, als wäre dort in den letzten Stunden eine neue Vene gewachsen. Wie einer jener alten positivistischen Denker, ein Saint-Simonist oder ein verrückter Utilitarist, war ich davon überzeugt, dass mein Leben sich verbessern konnte, dass es sich korrigieren ließ, und ich hatte in diesem Moment weder Zeit noch Lust, dies infrage zu stellen.

Ich fuhr zu einem Ort, den mir ein Buch gewiesen hatte. Die Bücher waren mein Kompass. Mein Schicksal waren das Valle del Limia und der Fluss des Vergessens. Allariz und seine Wälder mit den von Agustín Ibarrola bemalten Steinen, die vielleicht von Feen und anderen Zauberwesen bevölkert waren, die Schätze für denjenigen aufbewahrten, der sie erlöste. Hexen, die in den alten verlassenen Siedlungen und Grabhügeln lebten, Naturgeister mit Goldhaar und kokettem, besessenem Blick, die mich mit offenen Armen empfingen.

Wie schon der alte Seneca sagte: *Fortuna kann die Macht wegnehmen, nicht den Mut*. Und in diesem Moment war Mut das, was ich am meisten brauchte.

Ich schaltete das Navigationssystem ein und auf stumm, machte meinen iPod an und hörte entspannt Musik, während ich gemächlich durch die Gegend fuhr und die Landschaft betrachtete.

Als mir schließlich auffiel, dass ich die Abfahrt auf die Umgehungsstraße N 525 verpasst hatte, befand ich mich in einem kleinen Ort, dessen Name nirgendwo zu lesen stand. Ich machte halt, um in dem, wie es schien, einzigen Lokal ein spätes Mittagessen einzunehmen. Vorher besichtigte

ich jedoch noch die romanische Kirche aus dem zwölften Jahrhundert, in der sich einige barocke Gemälde befanden und ein Wasserbecken, wie die Templer sie angelegt hatten – und tatsächlich war am Eingang ein Schild angebracht, das bestätigte, dass die Kirche vom Templerorden erbaut worden war. Allerdings verriet auch das Schild nicht, wie die Kirche oder der Ort hieß. Ich dachte, dass die entsprechenden Hinweisschilder wahrscheinlich von Vandalen zerstört worden waren, beendete den Besuch und maß der Sache keine weitere Bedeutung bei.

Ich begegnete keinem weiteren Menschen als dem schweigsamen alten Mann, der mir in dem Lokal ein Käsebrod und eine Fanta servierte, und seiner Frau, die ich in der Küche hinter der Bar hantieren hörte. Vielleicht hielt der Regen die Ortsbewohner in ihren Häusern zurück.

»Schlechtes Wetter heute«, versuchte ich ungeschickt, ein Gespräch anzufangen, doch der Mann brummte nur etwas, während er nickte, als wollte er sagen: »Hab ich auch schon gemerkt, ich bin ja nicht blöd ...!«

Dennoch fühlte ich mich zum ersten Mal seit Monaten, vielleicht Jahren, von Frieden erfüllt. Einem Frieden, in dem höfliche Lügen, Spannungen, Stress und Angst vor dem Scheitern keinen Platz hatten.

In diesem Moment waren Brot und Käse das Einzige, was mich interessierte. Und vielleicht der Regen. Und das bedeutete Frieden.

Als ich die Gegend um die Kirche erkundet hatte, hatte mir der Regen das Haar durchnässt, aber es war nicht kalt, und das Gefühl der Frische, das ich empfand und auch in dem Lokal noch spürte, war nicht nur physisch.

Genüsslich atmete ich ein.

Ich aß auf, bezahlte und gab ein großzügiges Trinkgeld, das angesichts der Sturheit, mit der mich der Wirt behandelt hatte, völlig unangemessen war; dann ging ich zurück zu meinem Auto, das ich nur wenige Meter vom Eingang des Lokals entfernt abgestellt hatte.

Ich übernachtete in einer kleinen Pension namens O Canizo, die ich einige Kilometer von dem Ort entfernt entdeckte.

Am nächsten Morgen stand ich früh auf, frühstückte und schickte mich an, meine Reise fortzusetzen.

Die Dame an der Rezeption, eine große junge Frau mit rosiger Haut, die hinter dem Tresen auftrug wie eine Pinie in einem Blumenbeet, verabschiedete mich freundlich.

»Wir hoffen, dass Ihnen der Aufenthalt in unserem Haus gefallen hat. Auf diesem Teil des Jakobswegs sind zu dieser Jahreszeit nicht besonders viele Leute anzutreffen.« Sie lächelte mit einem plötzlichen Anflug von Schüchternheit. »Bitte unterschreiben Sie hier. Vielen Dank und gute Reise.«

»Danke.« Ich gab das Lächeln zurück.

Ich hatte vor, über die A 6 nach La Coruña zu fahren, dort die kommende Nacht zu verbringen und mich dann auf den Weg zur asturischen Küste zu machen. Ich sehnte mich danach, das Meer zu riechen. Dem Meer war es wie Marc Aurel gleichgültig, ob es drei Tage oder drei Jahrhunderte zu leben hatte; es würde auf mich warten. Und das Kantabrische Meer mit seinem Spiel von kontrastierenden Blautönen, mit seiner abgründigen Arroganz und dem wie mit Fäusten um sich schlagenden Wasser war mir schon immer das liebste gewesen. Ein Meer, das nicht einfach Meer war, sondern etwas viel Größeres.

Um die Mittagszeit und trotz oder gerade wegen des Navigationssystems – das Gerät verführte mich zu einem blinden Vertrauen, das offensichtlich nicht angebracht war – hatte ich mich erneut verirrt.

Am Kilometerstand erkannte ich, dass ich weiter gefahren war als gedacht, und seit Santiago hatte ich nicht mehr getankt. Und nun wies die Tankanzeige darauf hin, dass ich bald kein Benzin mehr haben würde.

Dass ich mich verfahren hatte, beunruhigte mich nicht besonders. Zum ersten Mal nach vielen Jahren hatte ich genügend Zeit, um mich zu verirren. Das war also kein Problem. Aber ich hatte Hunger und wollte nicht auf irgendeiner Landstraße im Regen, der immer heftiger wurde, und im Wind, der seit ein paar Stunden heulte wie ein kleines Kind, liegen bleiben. Auch die Vorstellung, im Auto schlafen zu müssen, schien mir nicht gerade verlockend.

Ich programmierte das Navigationssystem neu, verirrte mich wieder und gelangte zu einer Landstraße, die mehr für Ziegen geeignet schien als für Autos. Nach meinen Berechnungen musste ich mich irgendwo zwischen Navia, Boal und Villayón befinden, aber das Navigationssystem schien total überfordert. Vermutlich war der Empfang in dieser bergigen Gegend äußerst schlecht. Es hätte mich nicht gewundert, wenn an einem dieser steilen, unwegsamen Abhänge irgendwo das dunkle, kalte Pfarrhaus aufgetaucht wäre, in dem die Brontë-Schwester aufgewachsen waren.

Ich sah in der Bedienungsanleitung des Wagens nach. Nach dem Stand der Tankanzeige zu urteilen hatte ich nur noch Benzin für weniger als zwanzig Kilometer. Ich entschied mich für das Risiko, der steinigen Straße zu folgen. Nach ein paar Kilometern war auf der rechten Seite ein kleiner Fluss